

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Custos Buchholz: Berliner Wirtschaftsgefäße aus mittelalterlicher Zeit

Völker wird dabei manches Neue geboten, dem Laien ein interessanter Blick in die Urzustände und in die langsame Fortentwicklung des Menschengeschlechts gewährt.

In den engen Rahmen der Brandenburgischen Heimatskunde fällt von dem Inhalt u. a. die Darstellung einer Kurbrandenburgischen Personenpost im 17. Jahrh. (S. 125); ein Abdruck der Chodowieckischen Stiche: das Postgebäude an der Post- und König-Strasse um 1760 (S. 109) und das alte Brandenburger Thor zu Berlin um 1764 (S. 85). Auch des Ausdrucks „Berlin“ für eine gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Berlin zuerst gebaute Postwagenform wird auf S. 93 gedacht.

Wie das Werk in seinen ersten 3 Titeln die der Vergangenheit angehörigen, den Keim zur Entwicklung des Postwesens einschliessenden Einzelheiten behandelt, so fixiert es in den weiteren Abschnitten die Geschichte und den Stand des gegenwärtigen gesamten Weltpostbetriebes und berichtet auch über einige besondere Hilfsmittel zur aussergewöhnlichen Briefbeförderung, z. B. Brieftauben und Luftschiffahrt. Dem Prachtwerk ist ein von L. Burger gezeichnetes sehr sinnreiches Titelbild beigegeben, auf dem auch der geniale Begründer des Weltpostvereins, unser verehrter Reichspostmeister, bildlich verewigt ist.

6. Herr Kustos Buchholz zeigte ferner die Photographie des am 22. November 1894 gestorbenen ältesten Berliner Einwohners, des am 25. März 1792 geborenen Uhrmachers Gottlieb Hagemann vor. Unser Mitglied Schütz, dem das Märk. Museum das Bild verdankt, hat auch die Totenmaske des alten Herrn abgenommen und ein Gipsexemplar in das Museum gestiftet.

7. Es folgten nun die angezeigten Vorträge der Herren Buchholz, Bluth und Mielke, welche, durch, zahlreiche Anschauungsmittel unterstützt, von den Anwesenden mit grossem Beifall aufgenommen wurden. Die Vorträge werden hierunter abgedruckt werden.

8. Nach dem Schluss der Sitzung vereinigten sich die Erschienenen noch zu einem geselligen Beisammensein im Ratskeller.

Berliner Wirtschaftsgefässe aus mittelalterlicher Zeit.

Von Custos Buchholz.

Einige bei den jetzigen Ausschachtungen auf der Stelle der abgebrochenen Häuser der Rosenstrasse vorgekommene Funde veranlassen mich zu diesem Vortrage.

Ein Bild der vorgeschichtlichen Töpferei haben Sie bereits aus

einer Reihe früherer Vorlagen gewinnen können; deshalb hole ich heute nicht soweit aus, um die ganze Entwicklung der Töpferkunst von ihrem Ursprung an zu verfolgen. Nur auf die für die prähistorische Forschung sehr wichtige Unterscheidung zwischen altgermanischer und wendischer Töpferwaare möchte ich hinweisen. Die Verschiedenheit beider ist eine so ausgesprochene und in die Augen fallende, dass die Thongefäße, oder auch selbst die Scherben, völlig zweifelsfreie Beweismittel für die Zeitbestimmung, für die Zugehörigkeit zu dem einen oder anderen Volkstamm, geworden sind. Der bei den Germanen ziemlich entwickelte Geschmack, welcher an den schönen Formen, Glättungen und Verzierungen zum Ausdruck kommt, beginnt schon bei Eintritt der unruhigen Zeiten der Völkerwanderung sich zu verlieren und die nach dieser Zeit, vom 6. Jahrhundert an vorkommenden Gefäße lassen davon gar nichts mehr erkennen, werden vielmehr wieder höchst primitiv, zeigen aber als einen neuen Kultur-Fortschritt die Anwendung der Töpferscheibe beim Formen. Fraglich bleibt dabei, ob diese Verbesserung bereits bei den Wenden vorher bestanden hatte, oder ob sie bei der Berührung der Wenden mit den südwestlichen fränkischen Kulturgebieten erlernt und dann hier eingeführt war.

An den beiden hier vorliegenden, aus dem märkischen Museum mitgebrachten Beispielen, einem germanischen und einem wendischen Topf, wird Ihnen der wesentliche Unterschied zwischen germanischer und wendischer Poterie sogleich in die Augen fallen.

Mit dem Wiedereindringen der deutschen Kolonisten unter den ersten Askaniern, gleichbedeutend mit der Einführung der christlichen Kultur in die Mark, wird auch wieder die Töpferwaare verbessert. Der Thon wird nicht mehr, wie bis dahin, mit Steingrus gemengt; die Formen zeigen zwar noch Anklänge an die wendischen, aber es ist unverkennbar, dass eine neue Gebrauchsweise der Töpfe, also auch eine neue Lebensweise der Menschen, die Formen beeinflusst hat. Die bauchige Form mit abgerundetem Boden, der verengte Hals und der schärfer nach aussen profilierte Mündungsrand lassen auf eine verbesserte Einrichtung des Kochheerdes, im Anschluss an die Erbauung ordentlicher Wohnstätten schliessen. Man kann sich vorstellen, dass diese Gefäße in eisernen Zangenklammern, wie etwa heute die Fässer an den Bierwagen, über dem Heerfeuer als Kochtöpfe hingen, oder auch unmittelbar auf das Feuer gestellt werden konnten, ohne zu platzen, während die wendischen Töpfe vielleicht nur seitwärts an das Feuer herangeschoben wurden, und überhaupt eine geringere Verwendung am Feuer verraten. In Bezug auf die Verzierungen verliert sich die Methode der rohen Einritzung von Tupfen und Linien, die oft wellenförmig verliefen, ganz und nur die bei der Formung mittels der Scheibe mitausgedrehten Riefen um den Hals bleiben und erfahren eine weitere Entwicklung.

Der Brand wird erheblich schärfer, so dass die Gefäße beim losen Anschlag klingen; es müssen also auch ordentliche Brennöfen eingeführt geführt sein. Die Farbe ist durchweg eine schmutzig blaugraue; da diese Farbe nicht aus dem natürlichen Thon entsteht, so bleibt dahingestellt, ob sie absichtlich, etwa durch Graphitzusatz, oder ob sie durch Verkohlung der beim Gebrauch eingedrungenen organischen Stoffe entstanden ist.

Aus dieser ersten christlichen Zeit, dem Ende des 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts lege ich Ihnen hier ein typisches Exemplar von Wirtschaftsgefäß vor, das in Berlin im Jahre 1861 bei den Ausschachtungen zum Rathause, ausgegraben wurde. (Fig. 1.) Diesem ganz ähnliche Gefäße sind vielfach, sowohl in Berlin, wie in Provinzialstädten gefunden und die Altersschätzung ist durch Münzfunde, die in solchen Töpfen verwahrt waren, mehrfach bestätigt.



Fig. 1.

Als eine weitere Ausbildung dieser Kochgefäßform für Wirtschaftszwecke ist dieser Krug anzusehen, der kürzlich in der Rosenstrasse, 1 m unter der Kellersohle des Hauses No. 24, in der Erde gefunden wurde. (Fig. 2.) Er ist 29 cm hoch, der fast kugelförmige Bauch hat 23 cm Durchmesser, der Hals 9, die Mündung 12 cm Durchmesser. Drei in sehr roher Weise an dem abgerundeten Boden mit den Fingern ausgeknetete Zapfen sollten ihm beim Stehen auf einer ebenen Fläche Halt geben. Als Fortschritt in der Technik ist die Anbringung eines Henkels und eines kleinen Ausgussschnabels anzusehen. Nach den bisherigen Erfahrungen wird ein Sachkundiger dieses Gefäß in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts schätzen und das steht im vorliegenden Fall auch im Einklang mit der Fundstelle.



Fig. 2.

Die Rosenstrasse liegt in demjenigen Teil von Alt-Berlin, welcher bis 1270 als freies Feld ausserhalb der damals nur bis an die Königsstrasse ausgedehnten Stadt lag, um die genannte Zeit aber zur Erweiterung der Stadt benutzt, in die Stadtmauern einbezogen und mit dem Marien- und Heil. Geist-Viertel bebaut wurde. Die Annahme liegt nahe, dass man bei dieser ersten Bebauung, einem damals sehr allgemein verbreiteten Aberglauben folgend, den Topf tief in die Erde vergrub, der dem Hause das Glück sichern sollte. Man pflegte auch, wie wir das schon oft gefunden haben, Hühner oder Hasen

oder Eier in den Topf zu legen, doch hat in diesem Falle über den Inhalt nichts mehr festgestellt werden können.

Mit dem 14. Jahrhundert kommt bei uns die Glasur zur Anwendung, zuerst in äusserst dünnem Schmelz, dann allmählig in kräftigerem Ueberzug. Die dunkelblaugraue Farbe nimmt in demselben Masse ab, die natürliche Thonfarbe, je nach dem grösseren oder geringeren Eisengehalt ziegelbraun und dunkelbraun, wird allgemeiner. Die Gefässformen werden sehr verschiedenartig, haben aber weniger den Charakter von Kochtöpfen, da die abgerundeten Böden ganz verschwinden. Eine Erklärung hierfür liegt in der allgemeinen Einführung metallischer Kochgefässe aus Bronze, sowohl der Hängekessel, wie der dreifüssigen Bronzegrapen. Die Gefässform war deshalb fast ausschliesslich auf andere Wirthschaftszwecke berechnet. Um das Umfallen zu verhindern, gab man dem Boden einen möglichst grossen Durchmesser, indem man ihn über die Gefässwandung, also über das



Fig. 3.

notwendigste Bedürfniss hinaus, erweiterte, einen Rand mit den Fingern ausfaltete, wobei er kraus wurde und so entstanden die sogenannten „Krausen“ des 14. und 15. Jahrhunderts, von denen ich hier ein ebenfalls von der alten Rathausstelle herrührendes Exemplar vorlege. (Fig. 3.)

Aus dieser Zeit, in welcher der vermehrten Verschiedenheit der Verwendungszwecke entsprechend, auch schon die mannigfachsten Gefässformen entstanden, rührt nun auch diese merkwürdige Thonflasche her, die ebenfalls in der Rosenstrasse ausgegraben ist. (Fig. 4.) Ein ähnliches Gefäss ist bisher noch nie zum Vorschein gekommen und wenn es auch einen etwas

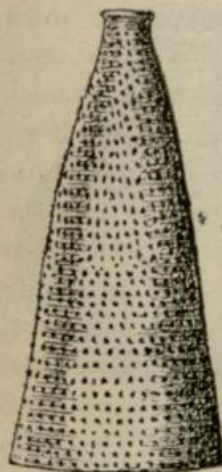


Fig. 4.

sonderbaren Eindruck macht, so ist doch der Charakter als Flasche, als Gefäss zum verschliessbaren Aufbewahren von Flüssigkeiten, etwa Bier, unverkennbar. Die Form ist die eines Kegels von 32 cm Höhe, 15 cm Boden- und 4 cm Spitzen-Durchmesser. Die ganze Aussenwandung ist durch Ausstechen von vielen hunderten fast dreieckigen Vertiefungen und Stehenlassen der ausgestochenen Thontheile scharf rau, einer Reibeisen-Fläche ähnlich, gemacht. Die Kerben, welche in symmetrischen Linien angeordnet sind, können als Verzierung gelten, sie haben zugleich den praktischen Zweck, beim Fassen mit einer Hand das Ausgleiten zu verhüten. Am Boden sind 3 runde Bruchstellen erkennbar, welche von den wohl mehr zapfenförmig gewesenen Füßen herrühren.

Dieses Gefäss gehört offenbar auch noch der spätmittelalterlichen

Zeit an und da man den in jener Zeit schon bekannten Glasurüberzug vermieden hat, so lässt sich daraus schliessen, dass man eine gewisse Durchlässigkeit gradezu beabsichtigte, die dem Zweck, den flüssigen Inhalt kühl zu halten, bekanntlich Vorschub leistet.

Bemerken möchte ich noch, dass beide Gefässe aus der Rosenstrasse, sowie auch einige andere Fundstücke, namentlich ein Grabstein der Familie Behmen und eine gusseiserne Ofenplatte mit der Darstellung der Heldenthat Judiths, beide aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, von der Firma J. Koppel & Co. dem märkischen Provinzial-Museum überwiesen sind.

Über die Wandgemälde in der Kirche zu Dahlem.

Von G. Bluth, Geheimem Baurat.

Seit einiger Zeit hat die Kirche in Dahlem bei Steglitz, Kreis Teltow, die Aufmerksamkeit wegen der Wandgemälde, welche in derselben aufgedeckt worden sind, auf sich gezogen. Über diese Gemälde ist vielfach in der Presse berichtet worden; insbesondere hat Herr Dr. Georg Voss in einem sehr beachtenswerten Aufsätze, welchen er in dem Jahrbuche der Königl. Preussischen Kunstsammlungen veröffentlicht hat, sich über den Wert dieser Malereien ausgesprochen und daran die Schlüsse angeknüpft, welche deren Auffinden für die Ausschmückung frühmittelalterlicher Kirchen — wie sie damals angewendet wurde — in der Mark zulassen und endlich die allgemeinen Gesichtspunkte bezeichnet, welche für die Gebiete der Malerei, der Bildhauerkunst und der verschiedenen Zweige der Kleinkunst, in Bezug auf die Restaurationen bezw. die Pflege und Unterhaltung dieser Kunstwerke, von Wichtigkeit sind. Ich darf annehmen, dass dieser Gegenstand auch das Interesse dieser Versammlung in Anspruch nehmen wird und erlaube mir, Sie daher zu bitten, mir für kurze Zeit Gehör zu schenken.

Die kleine Kirche zu Dahlem nahe am Grunewald ist in ihrem älteren westlichen Teile ein frühmittelalterlicher Granit-Ziegelbau, der ursprünglich mit einer flachen Decke versehen war. Um das Jahr 1470 wurde die östliche Giebelwand dieses Bauteiles mit dem bis dahin etwa vorhanden gewesenen Chore beseitigt und dem bisherigen Bau ein neuer um ein Joch erweiterter Chor, welcher aus fünf Seiten des Achteckes